

Schönheit in Serie

Sie prägte das DDR-Design:
Ein Gespräch mit Christa Petroff-Bohne über Nachhaltigkeit und gute Gestaltung.

Die Arbeiten der 1934 im sächsischen Colditz geborenen Gestalterin Christa Petroff-Bohne sind außerhalb der Fachwelt nicht vielen bekannt, und doch gehört sie zu den wichtigsten Designerinnen ihrer Generation. In der DDR hat man Eis aus ihren konischen Bechern, in Restaurants mit dem von ihr entworfenen Besteck gegessen oder das von ihr konzipierte Design eines Tonband- oder Handrührgerätes zu schätzen gelernt. Nach dem Krieg hatte Petroff-Bohne eine Lehre als Keramikmalerin absolviert, um mit gerade einmal siebzehn Jahren ein Studium der Industriellen Formgebung an der Dresdner Hochschule für Bildende Künste anzuschließen. Sie zeichnet für das Aussehen vieler industrieller Produkte verantwortlich, ihre Entwürfe hatten große Auflagen und waren Gegenstände des Alltags.

Frau Petroff-Bohne, wie haben Sie die Wende miterlebt? Ist die Designgeschichte nach 1989 unfair mit den in der DDR entstandenen Kreationen umgegangen?
Die Wendegeneration im Westen war mitunter anmaßend und arrogant. Leistungen in der DDR wurden unzureichend gewürdigt. Ein geflügeltes Wort damals lautete: „Die Östler können nicht mit Messer und Gabel essen.“ Diese Einstellung korrigierte sich im Laufe der Zeit.

Was kann man vom Design der DDR lernen?
Aus wenigem möglichst viel Sinnvolles, Haltbares und Langlebiges zu machen. Es gehörte in der DDR auch eine große Bereitschaft dazu, sich mit Widrigkeiten auseinanderzusetzen. Da in der DDR, anders als in vielen westlichen Unternehmen, nicht der Profit die Industrieproduktion antrieb, waren die Widerstände gegen etwas Neues oft erheblich. Design bedeutet in jedem Falle eine Änderung von eingefahrenen Routinen. Da war oft viel Behändigkeit im Raum. Das Design musste überzeugend sein im wahrsten Sinne des Wortes.

In einem Interview aus dem Jahre 2010 haben Sie einmal von moralischer Schönheit gesprochen. Dürfen wir das mit Nachhaltigkeit übersetzen?
Ja. Bei meinem Entwurf für das Edelstahlgeschirr für die Gastronomie habe ich bei der Gestaltung der Radien darauf geachtet, dass später, wenn der Edelstahl durch den Gebrauch zerkratzt war, die Gürtler mit ihrem Polierwerkzeug die Tafelgeräte wiederaufarbeiten konnten. Ich habe mich bemüht, den Wert des damals in den sechziger Jahren in der DDR noch sehr seltenen Edelstahls zu achten, und bereits im Entwurf seine Wiederaufarbeitung bedacht. In jedem Hotelgeschirr wird der Gebrauch immer schnell Spuren hinterlassen. Aber im Edelstahl können diese Kratzer durch handwerkliche Nacharbeit leicht wieder wegpoliert werden. Zur Nachhaltigkeit würde ich noch gern die Gedeihlichkeit hinzufügen. Ein Entwurf ist gedeihlich, wenn er weitere Entwürfe nach sich zieht und hervorbringt, die ebenfalls Probleme im Gebrauch lösen. Diese Entwürfe müssen nicht unbedingt meine eigenen sein.

Kann die industrielle Produktion ein menschenwürdiges Dasein herstellen? Wilhelm Wagenfeld hat das ja versucht. Haben der Sozialismus oder die marxistische Theorie für Ihre Arbeit eine Rolle gespielt?
Ja, der Sinn der industriellen Produktion besteht darin, für möglichst viele Menschen ein menschenwürdiges Dasein herzustellen. Nach Karl Marx: Ein Gebrauchswert muss immer vollkommen sein, sonst setzt er sich nicht als Wert und Ware um. Meine Arbeit gestaltete ich nach eigenen Erkenntnissen. Dass die industrielle Produktion auch große Ressourcen verbraucht, war uns in den sechziger Jahren bereits bewusst. Aber erst in den letzten



Abwägen und Tee trinken:
„Hotel- und Tafelgeräte“ von Christa Petroff-Bohne, die das VEB Auer Besteck- und Silberwarenwerke von 1961 an in Chromnickelstahl fertigte.
Foto Georg Eckelt

Jahrzehnten ist die Dramatik dieses Naturverbrauchs ins Bewusstsein getreten. Dieser gigantische Verbrauch kommt aber vor allem daher, dass überflüssiges Zeug produziert wird, Wegwerfprodukte. Diese Fehler liegen nicht im industriellen Charakter der Produktion.

Viele Menschen, die in der DDR groß geworden sind, sind mit Ihren Arbeiten vertraut, vielleicht ohne Ihren Namen zu



Christa Petroff-Bohne

Foto dpa

kennen. Zugleich haben Sie zahlreiche Ehrungen und Preise erhalten. Ist das typisch für Designerinnen, dass sie sich nicht in den Vordergrund spielen?
Es gibt Männer und Frauen, die sich nicht in den Vordergrund spielen. Das ist eine Charakterfrage. Mein Anliegen war es, mit fachlicher Kompetenz zu arbeiten. Darüber wurde ich bekannt. An öffentliche Wirksamkeit habe ich dabei nicht gedacht.

Wie haben Sie es als Frau geschafft, sich in einer von Männern dominierten Welt industrieller Produktion durchzusetzen?
Ich habe versucht auf Augenhöhe mit Männern zu arbeiten. Dazu gehörte es, mit meiner Arbeit etwas vorzulegen, das es in dieser Qualität so noch nicht gab.

Im Rückblick würden Sie sagen, dass sich in der DDR und der BRD der Mo-

dernisierungsprozess und auch die Emanzipation der Frau unterschiedlich gestaltet haben?
Der Modernisierungsprozess ging in der BRD unvergleichlich schneller als in der DDR. Die Emanzipation in der DDR unvergleichlich schneller als in der BRD.

Auf vielen Fotos sind Sie die einzige Frau unter vielen Männern. Haben Sie sich manchmal benachteiligt gefühlt?
Nein. Überhaupt nicht. Ich genoss uneingeschränkte Wertschätzung. Es gab ein sehr gutes Verhältnis zu Rudi Högner und auch zu Albert Buske, die mich beide sehr gefördert haben. Ich habe gern mit Männern gearbeitet, weil es dort nicht so viel Gezänk gab, wie es manchmal unter Frauen in der Mode und im Textildesign zu finden war.

Wenn man auf Ihr Handrühr- und Mixgerät von 1965 blickt, ist man beeindruckt von der geradezu futuristischen Form. Hätten Sie gern mehr Gebrauchsgeräte entworfen?
Ja. Mir war jede neue Aufgabe sehr willkommen. Ich bin immer neugierig. Als Gestalterin entwickelt man sich mit den Aufgaben. Über den Entwurf für das Rührgerät bin ich nicht so sehr glücklich, denn ich musste um einen sehr großen Motor herum eine Hülle legen. Ich hätte damals gern in sehr viel feineren Proportionen gearbeitet.

Hatten Sie zu Wilhelm Wagenfeld Kontakt? Wie bewerten Sie seine Arbeit?
Über Friedrich Bunsen habe ich erfahren, dass Wilhelm Wagenfeld an einer Assistenz von mir bei ihm interessiert war. Ich bin nicht zu ihm gegangen, weil mein Bruder im Kriege gefallen war und ich es nicht fertiggebracht habe, meine Eltern alleinzulassen. Wilhelm Wagenfelds Einstellung zur Gestaltung von Industrieprodukten deckt sich mit meinen Vorstellungen. Ich verehere ihn.

Ihre Ausbildung findet als Entwicklung von handwerklicher zu akademischer Lehre statt. Inwiefern hat das für Ihre Arbeit als Gestalterin geholfen?
Eine handwerkliche Ausbildung erachte ich als fruchtbare Voraussetzung für ein künstlerisch-akademisches Studium. Ideen erfordern Gefühl, aber auch handwerkliche Kompetenz für die praktische Umsetzung. Ich hatte das Glück als sehr junge Frau, bereits mit 22 Jahren, sehr umfangreich für die industrielle Produktion ent-

werfen zu können. Ich habe die industriellen Bedingungen sehr gut kennenlernen können und mich bemüht, diese Erfahrungen auch in meine Grundlehre einfließen zu lassen. Ich habe die Studierenden dazu angehalten, sehr exakt, sehr genau, sehr diszipliniert zu arbeiten. Sie sollten sich um Formen und deren Schönheit bemühen und in diesem Bemühen ihre eigene gestalterische Identität und Persönlichkeit finden.

Im Katalog sind Zeichnungen von Ihnen zu sehen, die uns auf die Bedeutung des Naturstudiums für das Entwerfen verweisen. Skizzen fanden im Medium der Zeichnung statt. Heute nutzt man digitale Verfahren. Wird das die Formensprache verändern?
Für mich als Designerin bleibt der große Quell der Anregung die Natur. Um „sehen“ zu lernen, ist das Studium der Natur unerlässlich. Lange vor der Digitalisierung habe ich selbst viel mit seriellen Verfahren gearbeitet. Auch in meiner Grundlehre gibt es einige Aufgaben, in denen Kombinatorik, Variation, Reihung, Zufall im Regemaß und so weiter im Mittelpunkt stehen, Aufgaben, in denen die Vorgehensweisen des Computers vorweggenommen wurden. Oft ging es dabei darum, von der Natur zu abstrahieren. Geht jedoch der Bezug zur Natur und ihrem Reichtum an Formen verloren und bleiben nur die Geometrie und algorithmische Variationen übrig, verlieren die Dinge an Sinnlichkeit und Gefühl.

Welches der von Ihnen gestalteten Objekte gefällt Ihnen noch heute ganz besonders gut?
Ich bin eine Mutter, die alle ihre Kinder liebt. Jedes Kind hat eigene Qualitäten. Das soll in Demut gesagt sein und nicht als Eigenlob verstanden werden.

Verfolgen Sie die aktuelle Designentwicklung? Was fällt Ihnen da auf?
Große Verschwendung und viel Überflüssiges. Defekte Produkte, zu deren Wiederherstellung Baugruppen oder nur Kleinteile ausgewechselt werden müssten, werden entsorgt. So werden auch hochwertige Papiere in Kunstdruckqualität für nicht adäquate Inhalte verbraucht.

Was geben Sie heute Designern und Designerinnen mit auf den Weg?
Mehr Verantwortungsbewusstsein für Mensch und Umwelt.

Die Fragen stellte **Jürgen Müller**.

Dirigent für Film und Funk

Frank Strobel wird vom Herbst 2021 an Chefdirigent des WDR-Funkhausorchesters. Das Ensemble widmet sich der Filmmusik, der Operette, dem Chanson, dem symphonischen Jazz, der Crossover- und Weltmusik, aber auch dem klassischen Repertoire. Strobel hat sich international einen Namen gemacht durch die Pflege orchesterlicher Filmmusik und seinen Einsatz für Neue Musik des zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhunderts. Zudem arbeitete er mit Udo Lindenberg, Ute Lemper, Max Raabe oder Lyambiko zusammen. Er regte die Rekonstruktion zahlreicher Stummfilm-Klassiker an und nahm die künstlerisch hochwertigen Filmmusiken im Studio auf. Ein Höhepunkt war die Welturaufführung des rekonstruierten „Metropolis“-Films auf der Berlinale im Jahr 2010.

Toleranz im geschlossenen Zirkel

Überraschend: Eine Studie belegt die Bereitschaft von Studenten, die Meinungsfreiheit einzuschränken

Der Streit um Rede- und Meinungsfreiheit, der in den vergangenen Jahren die Hochschulen schüttelte, wurde von der Pandemie jäh unterbrochen. Die Atempause war vielleicht gar nicht so schlecht, denn in den teils peinigenden Debatten hatten sich die Universitäten, einst Pioniere der Redefreiheit, den Ruf einer Avantgarde der Intoleranz eingehandelt. Der aus dem anglo-amerikanischen Raum kommende Trend, Redner unter dem Mikroskop auf ihre Gesinnung zu prüfen, führte auch an deutschen Universitäten zu Auftrittsverboten, Rücktrittsforderungen und Veranstaltungen, die im Tumult endeten. In Zweifel gezogen wurde, dass die Eskalationen repräsentativ für die Hochschullandschaft seien.

Die Frankfurter Goethe-Universität war ein Brennpunkt des Geschehens. Bei einem Podium über das Kopftuch flogen sogar die Fäuste, weil fleißige Diskurswächter auf dem Podium eine Brutstätte rechten Denkens witterten. Mit guten Gründen haben die Sozialwissenschaftler Matthias Revers und Richard Traumnüller die Frankfurter Universität deshalb für ihre Studie über mutmaßliche Beschränkungen der Redefreiheit an Hochschulen gewählt, die in der „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“ (Band 72, Ausgabe 3, September 2020) erschienen ist. Wenn an der bis heute als Hochburg der Kritischen Theorie, zumindest in ihrer Vulgarform, geltenden Universität keine Begrenzung der Meinungsvielfalt zu beobachten sei, so ihre Überlegung, dann sei zu vermuten, dass es sie auch nirgendwo sonst gebe.

Doch es gab sie. Die Befragung von knapp tausend Studenten überwiegend aus dem linken Spektrum brachte den alarmierenden Befund, dass ein beträchtlicher Anteil von Studenten mit anderen Meinungen nicht konfrontiert werden will. Ein Drittel bis die Hälfte der Befragten sind dagegen, Redner mit abweichenden Meinungen zu den am meisten umstrittenen Themen Islam, Geschlecht und Zuwanderung an der Hochschule zu dulden. Noch höher ist der Anteil derer, die solchen Personen keine Lehrbefugnis geben würden, wiederum ein Drittel will ihre Bücher aus den Bibliotheken verbannen. Nun kann man über Aussagen wie die, dass es zwischen Männern und Frauen biologisch begründete Begabungsunterschiede gebe oder dass der Islam mit europäischen Werten nicht kompatibel sei, unterschiedlicher Meinung sein, aber dafür muss man zum Streit bereit sein.

Die Toleranz für andere Ansichten war unter den sich als links bezeichnenden Studenten deutlich geringer als im konservativen Spektrum. Groß ist auf beiden Seiten die Bereitschaft, sich als

Opfer zu fühlen. Ein Drittel der Befragten klagte über Konformitätsdruck bei politisch umstrittenen Themen und gab an, die eigene Meinung in solchen Fällen zurückzuhalten oder nur mit Unbehagen zu äußern.

Über die Reichweite ihrer Stichprobe machen sich die Autoren keine falschen Vorstellungen, sie sehen sie als Ausgangspunkt weiterer Untersuchungen, die sich erübrigt hätten, wenn es in Frankfurt Entwarnung gegeben hätte. Zwar ergab die Studie immer noch eine liberale Mehrheit, doch die große Zahl derer, die keine abweichenden Meinungen aushalten, werten die Autoren als Hypothek für eine Institution, die auf dem freien Austausch der Argumente beruht, und als besorgniserregenden Befund für die Sozialwissenschaften.

Was sind die Ursachen? Zieht man äußere Einflüsse ab, ist das in erster Linie der Verfall kritischer Maßstäbe, welcher der überhandnehmenden Tendenz geschuldet ist, den Wert einer Aussage allein an der Herkunft des Sprechers zu bemessen. Wie wenig die gewachsene Aufmerksamkeit für Sprecherpositionen mit intellektuellen Kriterien vermittelt wird, verdeutlicht ein Frankfurter Seminar in den Geschlechterstudien, bei dem der Wert einer Aussage an der Zahl der Hauptpigmente festgemacht wurde, wie Sabri Deniz Martin in dem Buch „Freiheit ist keine Metapher“ (Querverlag, 2019) berichtet. Ein Erdogan, der damit all seiner europäischen Kritiker ledig würde, dürfte sich ins Fäustchen lachen.

Machtmissbrauch und Gewaltherrschaft können dann nur noch beschwiegen werden. Das empirische Defizit in manchen sozialwissenschaftlichen Disziplinen (F.A.Z. vom 30. Mai 2016) wird legitimiert durch Theorien, nach denen Gegenständigkeit bei der Erkenntnis keine Rolle mehr spielen soll. Ist der Widerstand der Körperwelt einmal theoretisch ausgeschaltet, wird alles beliebig deutbar. So kommt es zu kuriosen Verwirrungen wie der, dass im Namen einer feministisch inspirierten Gendertheorie religiös legitimierte patriarchale Gewalt im arabischen Raum, aber auch hierzulande, in Schutz genommen wird und Leute, die auf diesen Widersinn aufmerksam machen, nur denunziert werden können. Angesichts realen Terrors und seines Hintergrunds kann solch eine Wissenschaft nur verängstigt schweigen.

Dass die Studenten, die in diesen weltlosen Symbolismus hineingezogen werden, abwehrend und überempfindlich auf den Widerstand der physischen Realität reagieren, kommt eigentlich nicht überraschend. Es gibt Anlass, die Studie an anderen Orten fortzusetzen.

THOMAS THIEL

Miau, was spielen wir?

In der Not „I’m Streaming Again“: Das Jazzfest Berlin

Den Jazz scheint das pandemiebedingte zweite Herunterfahren vielen öffentlichen Lebens besonders hart zu treffen. Novemberkonzerte des südwestdeutschen Festivals Enjoy Jazz wurden teils zum zweiten Mal verschoben, wer weiß, ob sie überhaupt noch stattfinden können. Die Dresdner Jazztage waren Ende Oktober in die Negativschlagzeilen geraten, weil der SPD-Gesundheitspolitiker Karl Lauterbach sie in der „Bild“-Zeitung als „unethisches Menschenexperiment“ bezeichnet hatte; die Veranstalter allerdings verteidigten in einer Stellungnahme ihr Hygienekonzept. Das Jazzfest Berlin der Berliner Festspiele nun war ohnehin schon als analog-digitale Hybridveranstaltung mit einer Partnerspielstätte in New York geplant, dem „Roulette“ in Brooklyn. Aber auch die zunächst noch mit Publikum geplanten Konzerte im „Silent Green“, einer Kulturstätte in einem ehemaligen Krematorium im Berliner Wedding, mussten letztlich ohne physisch anwesende Zuhörer stattfinden. So gab es eine Fortsetzung von „United We Stream“, einer Kooperation mit dem Kultursender Arte, der schon im Frühjahr elektronische Musik aus verschiedenen Berliner Clubs übertragen hatte. Auch auf der Website des Festivals sowie teils im Radio und auf MDR wurde Jazz übertragen. Die New Yorker Organisatorin Emily Bookwalter erklärte das Ziel des Konzepts: Künstler sollten auf diese Weise „sicher, sichtbar und bezahlt bleiben“.

Die Berliner Festivalleiterin Nadin Deventer hatte am Samstagnachmittag die Freude, der teils amerikanischen Band Meow! nach deren Auftritt im „Silent Green“ die Nachricht von Joe Bidens Wahlsieg zu übermitteln, nachdem diese in einem wilden Mix aus Funk-Grooves und zu Schlumpf- und Tierlauten verfremdeten Stimmten gerade noch ein Lied über einen „very patient man“ gespielt hatte. Die Nachricht veranlasste den Schlagzeuger der



Cansu Tanrikulu von der Band Meow!

Band, Jim Black, der Partei des designierten Präsidenten sogleich einen Wunsch mit auf den Weg zu geben: „Focus on the arts, Democrats!“

Das gesamte Konzertprogramm des Jazzfests vom vergangenen Freitag, Samstag und Sonntag ist nun in der Arte-Mediathek verfügbar und soll es für ein Jahr bleiben. Darunter ist etwa ein fulminanter Auftritt von Tomas Fujiwara’s Triple Double, eines New Yorker Sextetts aus einer dreifachen Doppelbesetzung an zwei Schlagzeugen, zwei Gitarren und zwei Trompeten. Oder die mehrstimmige Hommage „Embracing Bill Withers“ der polnischstämmigen Sängerin Natalia Mateo für den im März verstorbenen großen Soul-Sänger. Oder auch der Auftritt des deutschen Crossover-Projekts namens Kammerflimmer Kollektief. Für Entdeckungen ist das allemal gut und für die Künstler bestimmt besser, als wenn gar nichts stattgefunden hätte. Nach analogen, und ja, echten Konzerten darf man sich dennoch sehnen.

wiel

Nach langer schwerer Krankheit ist meine liebe Frau, unsere geliebte Mutter und Großmutter entschlafen.

Ingeborg Magel

* 26. März 1939 † 5. November 2020

Wir wissen sie in Gottes Frieden geborgen.

Werner Magel
Eva-Maria Magel und Sepp Baumeister mit Elisabeth und Ruben
Tina und Matee Magel mit Leonie, Charlotte, Gregor und Philipp
Gerd und Inge Wolz

Marktheidenfeld, 8. November 2020

IN MEMORIAM

DIPL.-ING. KLAUS KIND

* 14.10.1926 † 10.11.2010

Viele Meschen bezahlen für die Wahrheit mit ihrem Leben. Sie können mit Karte zahlen.

Verteidigen Sie das Recht auf freie Berichterstattung. Mit Ihrer Spende.

15 Jahre

REPORTER OHNE GRENZEN

FOUNDER PRESIDENT

Spendenkonto: 566777080

BLZ: 10090000 Berliner Volksbank

www.reporter-ohne-grenzen.de

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv